

Nr. 231. Bromberg, den 28. November 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von Karl Emil Franzos.

(15. Fortsetzung.

Ein solches Buch war Sender bei der Jagd nach dem großen Dichter in die Hände gefallen. Er hatte es beiseite gelegt und holte es nun hervor. Vielleicht war es besser, wenn er statt der unverständlichen Spiele dies nützliche Werk durchlas. Freilich war es gerade kein ermutigendes Anzeichen, daß er auch hier schon den Titel nicht verstand: „Konversationslexikon oder enzyklopädisches Realwörterbuch. Leipzig 1846."

Aber vielleicht ging es mit dem Text besser. Daß man ein solches Buch nur zum Nachschlagen benütze, wußte er natürlich nicht; er schlug das erste Blatt auf und las weiter, unter beständigem Räuspern, Husten und Schnäuzen. So erfuhr er, daß Aa ein Fluß in Frankreich sei, Aachen eine Stadt in Preußen, Aal ein schlangenförmiger Fisch und Abbotsford das Landgut eines Herren Walter Scott, den er aber nicht kannte.

Kurzweilig war auch dies nicht, und hätte ihn die Kälte im Büchersaal und sein körperliches Mißbehagen nicht wach erhalten so wäre er wohl über dem Bande eingenickt. Und natürlich verstand er auch in diesem Buche nicht alles. Trotzdem hielt er tapfer aus und hatte bereits erfahren, daß Akbar ein mongolischer Kaiser von Hindostan gewesen und Akerside ein englischer Dichter, als sich ein Hindernis ergab, das auch diesen bescheidenen Lesefreuden ein Ende zu machen drohte.

Dies Hindernis war die Überzeugung des Fedko, daß jede Arbeit ihren Lohn verdiene. Wohl ließ er Sender täglich ein, aber seine Miene war immer düsterer, und an dem Tage, da dem wißbegierigen Jüngling der Genuß winkte, über „Akerside" hinaus zu den „Akephalen" zu gelangen, stieß der Alte beim Empfang an der Tartarenpforte einen so tiefen Seufzer aus, daß Sender wohl oder übel um den Grund fragen mußte.

„Weil mein Herz schwer ist!" erwiderte Fedko. „Ein Jude im Kloster — es tut doch nicht gut! Gestern klagt mir der Pater Ökonom, daß unsere Schweine gar nicht mehr fett werden wollen! Am Ende ist das doch ein Zauber . . ."

„Aber Fedko," wandte Sender traurig ein, „wie kannst du das glauben! Schweine mager zu machen ist doch ein schwerer Zauber, und ich hätt' nichts davon! Wenn ich zaubern könnt', möcht' ich mir meinen Husten und Schnupfen wegzaubern, und noch lieber möcht' ich dann meinem lieben Fedko ein Fläschchen Slibowitz in die Tasche zaubern! Denn Geld hab' ich leider nicht . . ."

Das leuchtete dem Alten ein, aber fröhlich machte es ihn nicht.

„Ich habe nur gemeint," entschuldigte er sich, „weil ihr diese lieben Tierchen nicht leiden könnt . . . Ein dummes Volk seid ihr! Keinen Schweinebraten essen, keinem Mädchen nachlaufen, keinen Schnaps trinken, keine Lieder singen — ein ganz dummes und trauriges Volk . . . Aber wenn es auch nicht dein Zauber ist, so vielleicht Gottes Strafe: „Ihr laßt mir einen Juden ins Kloster, ich mache eure Schweine mager!" Das bedrückt mich sehr . . ."

„Aber ohne Grund," tröstete Sender. „Wenn wir nächstens wieder bei Srul Schänker zusammensitzen, werde ich es dir beweisen."

„Nächstens?!" fragte Fedko kummervoll. „Mein Herz ist s e h r schwer! — Könnte es nicht heute sein?"

„Ich sage dir ja: kein Heller! . . . Aber nächstens, wenn unter deiner Adresse ein Brief aus Czernowitz kommt — du weißt ja!"

„Ich weiß, daß du ihn erwartest!" erwiderte Fedko schmerzlich. „Aber sonst weiß ich leider nur, daß unsere armen Schweinchen — — übrigens wie Gott will! Für eine Woche will ich's noch tragen!"

Auch Sender seufzte tief auf, als er diesmal in die Kutte des Ämilius schlüpfte und sich an dem großen Tische niederließ. Und seine Bekümmernis war nicht erheuchelt. „Noch eine Woche —" er wußte, daß Fedko Wort halten würde. Dann war ihm das einzige, was er hier aus eigener Kraft zur Erreichung seines Ziels tun konnte, abgeschnitten . . .

Betrübt beugte er sich auf das dicke Buch nieder.

„Akephalen", begann er zu lesen, „das heißt Hauptlose. — Was?" unterbrach er sich, „Menschen ohne Kopf?!"

Aber da hieß es nun: „Zuerst die Monophysiten" — er buchstabierte es nochmals, „heißt ein Name!" seufzte er, „und was er bedeutet, mag Gott wissen! — also, „Monophysiten, welche sich 483" — wie lang ist das her?! Vierzehnhundert Jahr'! Gott meiner Väter, das ist doch schon gar nicht mehr wahr! Aber was haben diese Leut' vor vierzehnhundert Jahren gemacht? . . . „483 von der Kirchengemeinschaft mit dem Patriarchen Petrus Magnus von Alexandrien lossagen" — das heißt, scheint mir, sie haben mit dem Peter nichts zu tun haben wollen, und da haben sie ja recht gehabt, weil er ein Patriarch war! Denn ein Patriarch heißt ein dicker, roter Geistlicher, der aber ganz schlecht ist und immer sagt, daß der Jude verbrannt werden muß, so steht es ja im Spiel vom Nathan. Also alles in Ordnung. — Aber wissen möcht' ich, ob es mich was angeht, daß sie mit dem Peter im Altertum nicht in dieselbe Kirche haben gehen wollen — weil — Gott — was ist das für ein Wort! —, „weil er das Häretikon des Kaisers Zeno angenommen hatte!" . . . Was kann das sein, was er vom Kaiser angenommen hat?! Gewiß etwas Unrechtes! Aber was? . . ."

Er schüttelte den Kopf und las dann weiter.

„Akiba — was?! Er meint doch nicht den Rabbi Akiba?! Er wird doch mir nicht vom Rabbi Akiba erzählen wollen?! — „der Sohn Josephs, Schüler des Gamaliel" — also doch, es ist wirklich der Rabbi Akiba, mit dem mich schon mein alter Lehrer Simon in Buczacz genug gelangweilt hat — „war ein berühmter Rabbi" — wirklich?! Neuigkeiten weiß du einem zu erzählen! — „der der Hauptgründer der Mischna wurde" — Und das ist alles, und mehr weiß er nicht!"

Erzürnt schlug Sender das Buch zu und sprang auf.

„Ich Narr!" rief er, „ich großer Narr! Eine Stund' frier' ich jetzt wieder zum Erbarmen! Und wenn ich so bedenk', was ich überhaupt während der drei Wochen aus dem Buch da gelernt hab' — lachen könnt' ich, wenn ich nicht weinen müßt'! Daß Aal ein Fisch ist, aber ohne Schuppen und wie eine Schlange, und man ißt ihn geräuchert oder gekocht oder mariniert! Davon werd' ich ein guter Spieler und kann zum Theater gehen! Obendrein weiß ich noch gar nicht, was „mariniert" heißt, aber wenn ich's wüßt', hätt' ich auch nichts davon, denn Fische, die auf dem Land kriechen können ,sind ja „trefe" (nach dem jüdischen Speisegesetz verboten). Und dann weiß ich noch, daß die Affen vier Hände haben und einen Schwanz — aber das hab' ich schon früher

gewußt — und alles andere, was ich noch gelesen hab', hab' ich vergessen . . . Nein, nein! — Wild hat sich einen Spaß mit mir gemacht oder es gibt verschiedene Bücher von dieser Art, und das ist ein dummes schlechtes Buch . . . Und für diese Sach' sich krank machen und auch noch Schnaps zahlen und sorgen, wo man Geld dazu hernimmt?! — Ich werd' dem Fedko sagen — wenn er nur schon käm' — ich werd' ihm sagen . . ."

Er schlug mit den Händen um sich, daß Staubwolken aus der Kutte fuhren, und murmelte vor sich hin, was er dem Alten sagen wollte. Aber es währte noch eine Stunde, bis Fedko erschien, und während dieser Zeit überlegte sich Sender die Sache anders und gründlicher.

Nein! Er gab das Lesen nicht auf, so lang es anging! Es schien keinen Nutzen zu haben, aber war er gebildet, war er ein „Deutsch", stand ihm darüber ein Urteil zu?! Und wenn es nutzlos war, so tat er doch, was er konnte! „Hilf dir selbst, dann wird dir Gott helfen —" der fromme Spruch aus seiner Knabenzeit, an den er lang nicht mehr gedacht, klang wieder in ihm auf . . . „Aushalten muß ich, aushalten!"

Als Fedko endlich kam, sagte er ihm genau das Gegenteil dessen, was er zuerst beabsichtigt: er sei ihm sehr dankbar und hoffte, ihm diese Dankbarkeit bald zu beweisen.

Der Greis nickte.

„Binnen einer Woche," sagte er nachdrücklich und entließ ihn auf die Straße.

* * *

Dreizehntes Kapitel.

Die Tage vergingen; die Antwort aus Czernowitz traf nicht ein; eine andere Aussicht, etwas zu verdienen, ergab sich nicht. Von der Mutter ein Geschenk zu erbitten, wäre Torheit gewesen. Sie blieb in ihrem Benehmen gegen ihn stets gleich kalt, gab ihm nie ein schlechtes, aber auch nie ein gutes Wort, und nur zuweilen, wenn er unversehens den Blick erhob, fand er ihr Auge kummervoll und prüfend auf sich gerichtet; namentlich in den letzten Wochen, wo sein Gesicht etwas spitzer geworden und er so viel hüstelte. Auch fragte sie ihn einmal, wo er sich so arg erkältet und ob er beim Husten ein Stechen in den Lungen verspüre. Aber es klang so gleichgültig, als hätte sie ihn gefragt, ob ihm ein Knopf am Kaftan fehle, und als er eifrig versicherte, er fühle sich ganz wohl, drang sie nicht weiter in ihn und stellte nur des Abends schweigend eine Tasse Eibischtee vor ihn hin. „Ich danke dir, Mutter," sagte er und suchte ihre Hand zu fassen, da zog sie sie sachte zurück.

Dies Benehmen und noch mehr das heimliche Bewußtsein seiner Schuld — er war ja fest entschlossen, sie zu verlassen, sobald er konnte — ließen ihn keinen Versuch wagen, sie zu begütigen. Stumm und gedrückt saß er ihr gegenüber und suchte, sobald er konnte, sein Kämmerchen auf.

Auch sein Verhältnis zu Jossele Alpenroth hatte sich seit dem Abenteuer von Mielnica noch verschlechtert. Heftig zu werden oder gar Schimpfworte zu gebrauchen, lag nicht im Wesen des stillen, ruhigen Männchens. Auch seine Mahnreden wiederholte er nicht mehr. Aber der Lehrling schien für ihn kaum noch auf der Welt zu sein, und er gab sich mit seinem Unterricht keine Mühe mehr.

Dennoch faßte sich Sender am Morgen des Tages, wo die Frist, die ihm Fedko gesetzt hatte, ablief, ein Herz und brachte seine Bitte vor.

Der Meister blickte kaum von der Arbeit auf.

„Nein!" sagte er ruhig und leise wie immer. „Keinen Heller! Es geschieht nicht aus Geiz oder Härte — frag' nur in der „Gasse" nach, wenn du das glaubst. Aber du verdienst es nicht. Deine Arbeit taugt nichts! Auch will ich dir nichts geben, denn dann bleibst du vielleicht noch länger bei mir als sonst!"

„Ihr wollt mich los sein?" rief Sender.

Der kleine Mann nickte.

„Wie gern wär' ich dich los! Sehr, sehr gern!" versicherte er treuherzig. „An dem Tag schenk' ich den Armen fünf Gulden. Und fünf Gulden ist viel Geld, und ich verdien' sie nicht leicht!"

„Warum? Hab' ich Euch was Böses getan?"

„Nein — was man so Böses nennt nicht! Das ist es ja eben. Wenn du mir einen Streich spielen würdest — und wer könnte das besser als du?! — so wär's zu Ende. Denn so habe ich es mit deiner Mutter abgemacht: „An dem Tage, wo er gegen mich den „Pojaz" herauskehrt, darf ich ihn hinauswerfen!" Du tust es leider nicht, und ich muß deiner Mutter mein Wort halten. Denn sie ist ein braves Weib, und Gott hat sie ohnehin hart genug mit dir gestraft; durch mich soll sie keine traurige Stund' haben. Aber schwer fällt's mir!"

Sender fühlte den Zorn in sich aufsteigen, um so heftiger, mit je sanfterer Stimme das Männchen seine Reden vorbrachte. Aber er bezwang sich — ein Streit mit dem Meister, das war's just noch, was ihm zu seinen Bedrängnissen fehlte!

„Aber nun den Grund", sagte er. „Ihr werdet einsehen, Meister, daß Ihr mir das schuldig seid!"

Der Uhrmacher nickte wieder.

„Das ist wahr!" sagte er. „Aber d e r Grund — ein Grund . . . Komm' her, Sender, hier an meinen Tisch . . . Sieh dir das Werk von dem Ührchen da an, das ich eben reparieren tu' — gehört dem Herrn Kreiskommissär. Ein feines Ührchen, ein schönes Ührchen", fügte er mit fast zärtlicher Stimme bei und strich mit dem kleinen Finger liebevoll über den Rand, „es ist auch gottlob nicht ernstlich krank, sondern muß nur gereinigt werden . . . Also, wie viel Rädchen siehst du da?"

„Vier!"

„Vier! Richtig! Was jeder Bauer sehen könnt', siehst du auch! Aber mehr nicht! Und viel mehr als ein Bauer verstehst du auch nicht und kannst du nicht machen. Schon das ist schlecht für mich! Freilich bezahl' ich dir nichts, aber auch einem anderen Lehrling würd' ich nichts geben, und an dem hätt' ich doch mit der Zeit eine Hilfe. Jeder Mensch darf doch auf seinen Vorteil sehen, nicht wahr?! Aber daß du mir Schaden bringst, weil alle meine Zeit und Müh' an dir verloren ist, das ist nur e i n Rädchen in der ganzen Sach', und zwar das kleinste Das Rädchen ist da!"

Er wies mit dem Finger auf das Uhrwerk.

„Aber daneben", fuhr er fort. „ist ein größeres: w a r u m lernst du nichts? Weil du ungeschickt bist? Nein! Oder dumm? Einen gescheiteren Burschen hab' ich nie gehabt. Oder weil du zu kurze Zeit dabei bist? Das ist ja gar schon deine zweite Lehrzeit! Du lernst nichts, weil du kein Herz für unser goldenes Handwerk hast! Ich aber — — Sender, du wirst mich ja nicht verstehen oder gar verspotten, aber sagen will ich's dir doch! Täglich im Morgengebet, wenn ich die Stelle sag'. „Ich danke dir, Herr, daß du mich als Mann geschaffen hast", füge ich bei: „und als Uhrmacher!" Ich sag' es nur in Gedanken, denn man kann doch nicht ins Gebet deutsche Worte mischen, und für „Uhrmacher" haben unsere Väter kein Wort gehabt, aber Er hört mich doch und weiß, daß ich Ihm dankbar bin! Ich denk' mir oft: „Du hast viel Sorgen, Jossele, und es könnt' dir besser gehen, aber du tauschst doch mit niemand und kannst nie unglücklich werden, denn du bist gottlob ein Uhrmacher!" Mit wem sollt ich tauschen? Mit einem Wucherer? Pfui! Oder mit einem anderen Handwerker? Der Schuster, der Tischler — mit welchen Sachen haben sie es denn zu tun? Mit toten, groben Sachen! Meine sind fein und leben! Holz ist Holz und Leder ist Leder, aber jede Uhr hat ihre eigene Natur, man muß sie erkennen und lieb haben; dann vergilt sie einem die Mühe. Ich sag' dir, Sender, ich, Jossele, der arme Mann, beneid' keinen, außer vielleicht deinen früheren Meister, Hirsch Brandeis in Buczacz, weil ich leider nicht so geschickt bin wie er. Aber ein Herz dafür hab' ich wie er! Und nun sitzt einer neben mir, der kein Herz dafür hat der dies schöne Handwerk verachtet, und das kränkt mich, das ärgert mich, das empört mich!"

Der kleine Mann erhob auch nun seine Stimme nicht, aber sie zitterte. und seine Wangen brannten.

„Verachtet!" sagte Sender abwehrend. „Das nicht, Meister!"

„O ja! Für einen Dieb hältst du einen Uhrmacher gerade nicht, aber du möchtest es nicht bleiben. Nicht um die Welt! Und warum nicht? Das ist das dritte Rädchen und noch weit größer als das zweite: weil du zu gut dafür bist, du, der „Pojaz"! Natürlich — du bist ja gescheit und es fallen dir ja lustige Sachen ein, über die man lachen muß, und du kannst jedem nachäffen und ihn so verhöhnen, daß kein Mensch mehr Achtung für ihn hat' „Wer das kann," denkst du, „ist zum Handwerker zu gut!" Ich aber sage dir" — und nun erst schwoll die Stimme an — „du bist zu schlecht dazu! Es gibt zweierlei Arten von Menschen, die braven, fleißigen, die sich ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts verdienen. das sind die Gelehrten und die Handwerker. Und andere gibt es, die verachten die Arbeit und mißbrauchen den Verstand, den ihnen Gott gegeben hat. und leben von anderer Leut' gutem Ruf und aus anderer Leut' Sack: die Schnorrer, die Marschalliks, die Pojazen! Ich bin ein echter Uhrmacher, und du bist ein echter Pojaz — und darum haff' ich dich, haff' ich dich!"

Die Erregung des Männchens gab Sender die Ruhe zurück.

„Das ist traurig für mich," sagte er. „Aber für Euch ist's nicht schön! Ja, Meister, es gibt Uhrmacher und es gibt Pojazen, aber warum? Weil sie es so wollen? Nein, weil Gott es so will. Glaubt Ihr, Ihr hättet ein Marschallik werden können wie unser alter Reb Itzig?"

Jossele machte eine Bewegung entrüsteter Abwehr.

„Ich weiß," fuhr Sender rasch fort. „Ihr hättet es auch nicht werden wollen! Aber auch nicht können, Meister! Ihr

sagt, ich hätt' kein solches Herz für unser Handwerk wie Ihr! Wenn das wahr ist, man gibt sich ja nicht selbst sein Herz, sondern Gott tut es!"

„Laß Gott dabei aus dem Spiel," rief Jossele. „Gott meint's mit jedem Menschen gut, Gott gibt jedem das Herz zu einer anständigen Arbeit! Es kommt nur auf unseren Willen an, auf die Bravheit, den Fleiß! Ein guter Handwerker kann jeder werden, es ist nur sündige Hoffart, wenn einer sagt: „Nein, das mag ich nicht, lieber Pojaz, dazu bin ich geboren!" Und mehr noch als die Hoffart spricht der Hang zum Müßiggang solche Worte aus euch. Es gibt keine geborenen Pojazen — so unbarmherzig ist Gott nicht! Und wenn du hundert Tage redest, ich glaub' es nicht!"

„Und ich Euch nicht!"

„Natürlich! Wolltest du mir glauben, du müßtest dich ja vor mir schämen! Übrigens — wenn du recht hast, wenn du ein geborener Pojaz bist, was suchst du hier? Willst du bei mir Künste lernen? Ich versteh' nichts, nur mein Handwerk . . ."

„Ihr wißt," erwiderte Sender düster, „es ist nicht meine Wahl. Und Ihr behaltet mich auch nur meiner Mutter zuliebe. So bitt ich Euch: habt Geduld mit mir, vielleicht geht's doch!"

„Ja, wenn das vierte Rädchen nicht wär'", rief Jossele. „Und das vierte ist grad' das größte! Du bist ein schlechter Bursch' und treibst wüste Sachen."

„Ich?!" rief Sender.

„Du! Du bist schlecht, sag' ich. Daß du nicht heiraten willst, wundert mich nicht — ein „Pojaz" will nicht gebunden sein, wenn er seine Späße heut' hier und morgen dort auskramen will. Aber warum sagst du nicht deiner Mutter „Nein!", warum läßt du, wenn du zu feig dazu bist, Schuldlose für diese Feigheit büßen? Du hast es auf dem Gewissen, wenn Reb Mortche Diamant vielleicht erst in Jahren, vielleicht niemals einen Mann für seine Chaje findet — die dummen Leut' lachen, wenn man ihren Namen nennt, so hast du sie durch deine Possen bloßgestellt! Ich weiß, du bist gar noch stolz darauf! . . ."

„Bei Gott, nein!" beteuerte der Gescholtene.

Der Meister richtete sich auf; wieder überflammte der Zorn sein Antlitz.

„Wer hat's unter die Leut' gebracht?!" rief er. „Etwa Reb Mortche, weil er so viel Freud' davon hat? Du warst es!"

Sender mußte den Blick senken. In der Tat hatte er einigen davon erzählt.

Aber noch schlimmer ward ihm zu Mut, als Jossele fortfuhr: „Das ist aber noch nicht das Ärgste! Das Ärgste ist, was du jetzt treibst. Wo bist du immer während der Mittagszeit? Ich hab' geglaubt, bei deiner Mutter. Aber du kommst nur nach Haus, das Essen in dich hineinzuschlingen, dann rennst du wieder davon. Hierher aber kommst du immer zu spät, und wie schaust du dann aus? Halb erfroren bist du und Augen hast du, als hätt'st du zu viel getrunken. Ich hab's deiner Mutter bisher verschwiegen, aus Mitleid, sie härmt sich deinetwegen ohnehin genug ab. Aber jetzt muß es sein, denn jetzt weiß ich endlich, was dahinter steckt!"

(Fortsetzung folgt.)

Nächtliches Abenteuer.

Humoreske von Martin Felden.

Wie es möglich war, daß mir d a s passierte, kann ich nicht sagen. Aber ich glaube, der Wein war daran schuld, denn ich hatte an jenem Abend etwas viel getrunken. So etwas kommt leider vor. Aber es soll nie wieder vorkommen. Das habe ich mir geschworen.

Ich will die Sache so erzählen, wie sie sich zutrug.

Wie gesagt also, ich hatte etwas viel getrunken, und da ich das hatte, so dachte ich, daß es wohl endlich Zeit sei, heim zu gehen. Und ich zahlte und ging heim.

Es war etwa um Mitternacht, und ich wunderte mich deshalb, daß das Tor in jenem Hause in der Neuen Peterstraße, in dem ich wohne, noch nicht geschlossen war. Andererseits freilich war mir das wieder recht, weil ich mir die Mühe ersparte, aufzuschließen.

Im Hausflur war es stockfinster, und ich tastete mich deshalb an der Wand entlang bis zur Treppe, die ich gleichfalls tastend emporstieg. Eigentlich ging das sehr schlecht. Aber endlich war ich oben, verschnaufte und steckte den Schlüssel in die Tür des Korridors zu meiner Wohnung, ohne imstande zu sein, ihn herumzudrehen.

Warum? Nun, weil auch mein Korridor nicht verschlossen war, obwohl ich ihn bei meinem Fortgehen vor einigen Stunden ganz bestimmt verschlossen hatte.

„Junge," dachte ich bei mir, indem ich in den Korridor meiner Wohnung eintrat, „hier geht was vor!"

Und wahrhaftig, kaum daß ich das gedacht hatte, da flammte auch schon ein Licht auf und ich sah mich einem fremden Menschen gegenüber, der genau so aussah, wie ein Mann nur dann aussieht, wenn er eben im Begriff ist, sich ins Bett zu legen.

„Ha", dachte ich, „ein Einbrecher!" und freute mich, daß ich vor dem Schlafengehen noch Gelegenheit haben sollte, mich ein wenig auszuarbeiten.

Ich warf mich voll Leidenschaft auf ihn, der, beide Hände hoch hebend, entsetzt vor mir zurückwich, versetzte ihm je einen Kinn- und Herzhaken, warf ihn zur Tür hinaus, reckte befriedigt die Arme und legte mich dann, ohne mich auszuziehen, ins Bett, in dem ich auch sogleich einschlief.

Kaum, daß ich eingeschlafen war, rüttelte mich jemand an der Schulter.

„Karl," sagte die Stimme einer Frau, „du schnarchst!"

„Erstens," knurrte ich, „heiße ich nicht Karl, sondern Emil. Und zweitens geht es Sie gar nichts an, wenn ich schnarche! . . . Wer sind Sie überhaupt?"

In diesem Augenblick flammte wieder ein Licht auf. Ein fürchterlicher Schrei gellte auf. Und was sah ich?

Ich sah, daß ich in einem fremden Zimmer war, daß ich in einem fremden Bett lag und daß eine Matrone in weißer Nachtjacke voller Entsetzen vor mir bis in den äußersten Winkel des Schlafzimmers zurückwich.

„Donnerwetter," dachte ich bei mir, „wie bist du denn hier hereingekommen?!"

Nun, da es mir möglich gewesen war, in diese fremde Wohnung hereinzukommen, so mußte ich doch auch imstande sein, aus ihr wieder herauszukommen.

Schnell sprang ich auf, eilte, einen gefüllten Wasserkrug umwerfend, aus dem Schlafzimmer in den Korridor, fand dessen Tür offen, tastete mich die finstere Treppe wieder bis in den Hausflur hinunter, fand auch die Haustüre offen und entwich in die Dunkelheit der Nacht.

Kaum, daß ich zwanzig Schritte gegangen war, sauste ein Auto heran, das vor dem fremden Hause haltmachte und dem mehrere Polizeibeamte entstiegen und mit ihnen ein Mann, der nichts an hatte als eben das, was man so anzuziehen pflegt, wenn man zu Bett geht.

„Hier ist es," sagte der Mann. „Er muß noch oben sein. Hoffentlich hat er meine Frau nicht ermordet!"

Die Gruppe verschwand im Haus und ich ging weiter. Ich gab keinen Ton von mir. An der nächsten Straßenecke aber konstatierte ich, daß ich mich nicht in der Neuen Peterstraße befand, wo meine Wohnung lag, sondern in der Alten Paulstraße, wo ich absolut nichts zu suchen hatte.

. . . . Also, wie es möglich war, daß mir d a s hatte passieren können, das weiß ich wirklich nicht. Aber ich glaube doch, schuld daran war nur der Wein. Denn ich hatte an jenem Abend etwas viel getrunken. So etwas kommt leider vor. Aber es soll nie wieder vorkommen. Das habe ich mir geschworen.

Im Atelier.

Skizze von Harry Wien.

Es war ihm unangenehm, als das Telephon klingelte. Er hatte stark zu arbeiten. Wochenlang hatten ihm diese Arbeiten fast den Schlaf geraubt, denn seinen Bräutigamspflichten konnte er sich nicht entziehen. Die Schwiegereltern hielten auf Form und waren zu verständnislos, um sich zu sagen, ein so beschäftigter Anwalt, der gleichzeitig der Leiter einer juristischen Zeitschrift war, könne nicht so viel Zeit an die gesellschaftlichen Pflichten, die ein Verlöbnis in gutsituierten Kreisen stellt, wenden wie ein Mann, der durch Arbeitsüberlastung weniger gehemmt war.

Am Fernsprecher meldete sich seine Schwiegermutter. Man wundere sich sehr, daß er noch nicht bei ihnen sei, sagte sie. Ob er denn vergessen habe, daß er mit Marga zum Photographen fahren wollte, um ein Brautbild herstellen zu lassen.

Er war bestürzt. Ja, das hatte er tatsächlich in der Arbeitshetze vergessen. Die Stimme der Gnädigen klang sehr ungnädig. Sie habe telephonisch im Photographenatelier angeweckt und veranlaßt, daß man um drei Uhr eine Sitzung für das Brautpaar reserviere. Marga sei bereits für diese Sitzung angekleidet. Da er sich noch in Dreß werfen müsse, werde Marga ihn in einer halben Stunde mit dem Auto abholen. Er möge sich bereit halten.

Als das Auto vorfuhr, war er eben mit seinem Anzug fertig geworden. Der Diener reichte ihm Hut und Mantel. Am Wagenfenster schaute Margas harmloses Kindergesicht ihm entgegen, in dem die nußbraunen Augen so groß und fröhlich funkelten.

Als er einstieg und sich auf das Polster neben sie setzte, küßte sie ihn leicht auf die Wange. Dann plauderte sie, er-

zählte in ihrer lebhaften, naiven Art von den kleinen Freuden und Kümmernissen des Tages, in dem die Freuden doch bei weitem die Kümmernisse überwogen. Er ließ sie sprechen. Sie hatte ein helles, angenehmes Stimmchen. Es war ihm beruhigend und erfrischend, diesem holden, törichten Gezwitscher zu lauschen. Das brachte die ewig wirbelnden Gedanken in seinem Hirn ein wenig zur Ruhe.

Erst als sie in einem Geschäftshaus der inneren Stadt der Lift in das sechste Stockwerk gebracht und sie vor der Ateliertür standen, sah er, wohin man ihn geführt. Der Name „Judith Dau", der ihm auf blankem Messingschild entgegensprang, machte ihn erblassen. Einen Augenblick überfiel ihn der Gedanken, umzukehren. Aber ihm graute vor dem Ausbrüchen der Verwunderung, mit denen die Braut nicht sparen würde, wenn die angemeldete Sitzung ins Wasser fiel.

„Warum habt Ihr denn eine Photographin gewählt? Gibt es in der inneren Stadt nicht genug gute Photographen?" fragte er nur.

„Judith Dau ist hier Mode geworden", antwortete Marga. „Alle unsere Bekannten lassen sich bei ihr photographieren. Weißt du, sie soll eine Lichtbildnerin sein, die aus einem Gesicht sehr stark das Verborgene, das Seelische herauszuholen vermag. Sie photographiert nicht auf „schön", sondern auf „Charakter", und das hat ihr den Ruf verschafft, der sie in unseren Gesellschaftskreisen so begehrenswert macht."

Sie standen in einem mit wenigen, aber wertvollen Teppichen ausgeschmückten Raum und warteten. Ein junger Mensch hantierte am Apparat herum und erklärte, daß die Chefin sofort erscheinen werde.

Es dauerte wirklich kaum zwei Minuten, da ward oberhalb der Treppe Judith Dau sichtbar. Sie war eine große, imponierende Erscheinung in einem Kleide von irgend einem glänzenden goldbraunen Stoff. Auf schönem, stolzem Halse trug sie einen vornehmen Kopf mit kurzgelocktem Grauhaar. Die Farbe ihrer Augen hatte er in einem stärkeren Blau in Erinnerung. Sie sahen aus, als hätten sie vieles heimliches Weinen in schlaflosen Nächten blasser gemacht. Der Mund war schön geschwungen, stolz, aber herb zusammengepreßt. Ach, seine Lippen hatten diesen Mund einst weich und in blühender Jugend gekannt.

Keine Miene in ihrem beherrschten Gesicht verriet, daß sie ihn kannte. Sie sprach sachlich. Ihre lange, gepflegte Hand, ganz ohne Ringe, deutete auf diese oder jene Photographie, um die eine oder andere Stellung als günstig für das Brautpaar zu empfehlen.

Und während Judith Dau hin- und herging, ihren Blick wägend und prüfend über die Gesichter dieser beiden Menschen gleiten ließ und knapp und klar ihre Anweisungen gab, dachte er an die Vergangenheit, in der er und sie sich viele Jahre lang geliebt. Es hatte ihm nichts ausgemacht, daß Judith drei Jahre älter war als er selbst. Sie war so eigenartig, auch seelisch von so großem Format, daß sie ihn stärker beherrschte, als es vorher schönere Frauen getan, die er gekannt. Es war nicht leicht gewesen, ihre Liebe zu gewinnen. Aber als er einmal ihr Herz erobert, gab sie sich, nach der Art edler Naturen, vertrauend ihrer Liebe hin und legte ihr Schicksal bedingungslos in seine Hand.

Ach, ihr Stolz und ihre Liebe und ihr Opfermut ersparten ihr die Enttäuschung am Manne nicht. Sie mußte sehen, wie seine Liebe immer kleiner, immer schwachmütiger ward. Sie mußte empfinden, daß er nicht bereit war, mit ihr ein Leben in Armut zu tragen. Damals waren sie beide vermögenslos. Sie malte, und ihre eigenwilligen Bilder, die sich dem Tagesgeschmack nicht anpassen wollten, fanden keinen Absatz.

Er aber war noch ein unbekannter junger Jurist, den erst viele Jahre später ein Sensationsprozeß in die erste Reihe der städtischen Anwälte tragen sollte.

So trennten sie sich. — Er hatte eigentlich niemals recht gewußt: ging diese Trennung von ihm aus oder von ihr? Auf einmal war es geschehen. Sie standen an verschiedenen Ufern und gingen jeder einen anderen Weg.

Er hatte immer geglaubt, Judith habe ihn lange vergessen. Aber als er hier im Atelier nach Jahren ihr Gesicht sah, da sprachen ihm die feinen Linien darin eine verständliche Sprache. Jetzt erst wußte er: sie hatte geschwiegen, aber viel gelitten. Und er las in den herben Zügen dieser Frühgealterten, daß ihre Seele niemals wieder froh geworden.

Die Stunde im Atelier ward ihm qualvoll. Fast bekam er einen Zorn auf die junge Braut, die in ihrer naiven, lustigen Art vom Photographieren nicht genug bekommen konnte und bald stehend, bald sitzend, bald angelehnt, bald knieend, bald im Profil, bald in ganzer Figur aufgenommen werden wollte. Sie nahm sich neben der strengen Würde, neben der Haltung Judiths, die voll feinem Adel war, wie ein unerzogenes, unentwickeltes Backfischchen aus.

Einmal berührten Judiths Finger leicht seine Schläfen, um seinem Kopfe eine bestimmte Richtung zu geben. Da war es ihm, als schlüge von diesen Fingern aus ein schmerzendes Feuer in sein Hirn. Und doch waren diese Finger ganz kühl und blaß gewesen. — —

Er konnte es nicht hindern, daß Marga diese Brautbilder, die er am liebsten tief in einem dunklen Schrankwinkel verborgen hätte, im Bekanntenkreis zirkulieren ließ.

Man fand ihn fremd und verändert auf den Bildern, aber interessant. Er selbst konnte sie nicht ansehen, ohne ein Entsetzen zu verspüren.

Judith, die mittelmäßige Malerin, war wirklich eine hervorragende Photographin geworden. Seine Seele, wie sie sie kannte — wie sie sie hatte kennen lernen müssen in Leid und Entsagung — hatte sie aus ihrem Schlaf hervorgelockt und wach werden lassen in seinen Zügen.

Und ihm graute vor dem Blick in diesen Spiegel, den Judiths künstlerisch schaffende Hand ihm gereicht, um darin zu erkennen, wie er im innersten Wesen beschaffen sei.



Bunte Chronik



* **Beeinflussung der Zugvögel durch die Witterung.** Jahrzehntelange Untersuchungen über die Zusammenhänge zwischen Witterung und Abreise oder Heimkehr unserer Zugvögel, die namentlich von der deutschen Beobachtungsstation Rositten angestellt wurden, haben ergeben, daß es nicht die Regel ist, wenn sich einige Vogelarten von den Witterungsverhältnissen in ihren Flügen beeinflussen lassen. Höchstens Gewitter oder Stürme, namentlich Schneestürme im März und April, zwingen die Vögel, ihren Flug zu unterbrechen oder selbst an ihre Abflugstelle zurückzukehren. Das scheinen die einzigen Zusammenhänge zwischen Wetter und Vogelflug zu sein.

*

* **In welchem Alter und in welchem Monat wird am meisten geheiratet?** Zum Troste heiratslustiger Frauen sei gesagt, daß die meisten Menschen nach einwandfreien statistischen Feststellungen erst im Alter von 25 und 30 Jahren heiraten. Von 10 000 Jungvermählten heirateten in Deutschland 7 Männer und 142 Frauen unter 20 Jahren, 581 Männer und 1246 Frauen im Alter von 20 bis 25, 1221 Männer und 1537 Frauen von 25 bis 30, 1221 Männer und 653 Frauen von 30 bis 40, 574 Männer und 203 Frauen im Alter von 40 bis 50, 275 Männer und 51 Frauen von 50 bis 60, 56 Männer und 5 Frauen im Alter von über 60. Also braucht keine Frau über 25 Jahre verzweifeln, noch glücklich in den Hafen der Ehe einzulaufen und auch für weit ältere Mitglieder des weiblichen Geschlechts bieten die Zahlen der Statistik begründete Hoffnung. Natürlich werden in allen Ländern im Wonnemonat Mai die meisten Ehen geschlossen, aber auch die Wintermonate sind beliebt, während allgemein der Hochsommer eheseindlich zu wirken scheint.

Lustige Rundschau



* **Wohltätigkeitslotterie.** „Kaufen Sie mir doch bitte ein Los ab!" sagt eine reizende Verkäuferin bei der Wohltätigkeits-Tombola zu einer alten Dame. „Erster Preis eine prächtige Limousine!" — „Ach, mein liebes Fräulein", erwidert darauf die alte Dame, „was soll ich in meinen alten Tagen noch mit einem Auto anfangen! Überdies will ich auch gar nichts gewinnen!" — Darauf entgegnet die junge Dame: „Gnädige Frau, ich habe bestimmt auch viele Nieten!"

*

* **Ein Mann ohne Feinde.** Als Navarez, der Herzog von Valencia, auf dem Sterbebett lag, mahnte der Geistliche, der ihn mit den Sterbesakramenten versah, an seine Feinde zu denken und ihnen zu vergeben. — „Ich habe keine Feinde", erwiderte der Herzog. — „Aber, Exzellenz, in Ihrer Stellung — —" — „Ich habe wirklich keine, denn ich habe alle erschießen lassen."

*

* **Diplomatisch.** Sie: „Liebling, ich habe ein Konservierungsmittel für Pelze gekauft." — Er: „Wozu? Du hast doch keinen." — Sie: „Ja, ich wollte dich nur darauf aufmerksam machen."

*

* **Das neue Stubenmädchen.** Hausfrau: „Kommen Sie her. Ich will Ihnen die Wanduhr zeigen, die Sie aufziehen sollen. Sie geht 15 Tage." — Stubenmädchen: „Bilden Sie sich nur nicht ein, daß ich die Arbeit von denen mache, die nach mir kommen."

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.